Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 16 (1974)

Artikel: Schreckliche Viamala [Fortsetzung]

Autor: Ribi, Hilde

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-972329

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vor 500 Jahren, 1473, wurde die erste Viamalastraße erbaut.

Schreckliche Viamala

Aus alten Reiseberichten, zweiter Teil

von Hilde Ribi

VIII.

Es hat die Bündner seinerzeit schwer gekränkt, daß ein dannzumal noch völlig unbekannter Literat, der Herr Regimentsdoktor *Friedrich Schiller,* in seinem Erstling «Die Räuber» sich erdreistet hatte, Alt Fry Rätien rundweg als ein Land der Gauner und Spitzbuben zu bezeichnen. Das Stück war vorerst anonym erschienen bei Metzler in Stuttgart. Christian Carl Wredow (1753—1823), Erzieher der Söhne des Ulysses von Salis-Marschlins, dessen Philanthropin damals schon nicht mehr bestand, hatte es seinem Brotherrn 1781 von der Leipziger Frühjahrsbuchmesse mitgebracht; man habe es dort einander aus den Händen gerissen, trotzdem noch keine einzige Aufführung der spektakulären Komödie stattgefunden hatte. Seine Uraufführung erlebte das Stück erst am 13. Januar des folgenden Jahres im Mannheimer Nationaltheater. Der Schloßherr von Marschlins aber reiste schon im Mai 1781 mit Freunden an die Tagung der Helvetischen Gesellschaft nach Schinznach und ließ dort vom Churer Pfarrer Kind den ehrverletzenden Passus der ganzen Tafelrunde vorlesen: «— zu einem Spitzbuben will's Grütz — auch gehört dazu ein eigenes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, Spitzbubenklima, und da rat ich dir, reis du ins Graubündnerland, da ist das Athen der heutigen Gauner.» Erst im Oktober sollte es gelingen, den Namen des Schreibers solcher Verunglimpfung in Erfahrung zu bringen. Dr. med. Johann Georg Amstein, Heinrich Bansi und besagter Präzeptor Wredow haben sich dann in zwei Nummern der Zeitschrift «Der Sammler» aufwendig und geharnischt gegen die Auslassungen des unverschämten Komödien-Schreibers verwahrt, worauf der württembergische Herzog Carl Eugen seinem Untertan Schiller kurzerhand befahl, er habe «bei Strafe der Kassation» niemals wieder eine Komödie zu schreiben. Die Herren Amstein und Wredow aber wurden zufolge ihres mannhaften Verhaltens mit dem Bündner Bürgerrecht beschenkt. Mit ihren Artikeln zuhanden des württembergischen Landesfürsten hatten sie sich nicht zuletzt den Salis gefällig erweisen wollen. Es gehörten zu jener Zeit nämlich nicht weniger als drei der fünf großen Speditionshäuser in Chiavenna den Salis. Seit langem füllte der einträgliche Transit über den Splügen ihre Kassen. Überfälle auf den bündnerischen Bergstraßen geschahen kaum je. Schiller hatte jedenfalls zu parieren und verlegte seines Spiegelbergs bramarbasierende Rede von den Spitzbuben und Gaunern fortan in «die böhmischen Wälder». Jedoch der Stachel saß. Wenig bekannt, zum mindesten in seinem genauen Wortlaut, ist jener Artikel, den Bernhard Otto, Verleger und Redaktor in Chur, in die Nr. 6 des Jahrgangs 1787 seines «Zeitungsblattes für Bünden» einrücken ließ. Wir fanden ihn in J. Candreias Abhandlung «Das Bündnerische Zeitungswesen im 18. Jahrhundert», gedruckt 1895 bei Manatschal, Ebner & Cie. in Chur. «In Deutschland und andern Ländern u. Provinzen», heißt es dort, «ists bekanntlich nichts seltenes, daß die Posten mörderisch angegriffen und beraubt wer-

den. In Bündten hat wohl nicht Ein Jahrhundert ein solches Beispiel aufzuweisen; — wenn schon Komedienschreiber *Schiller* mit der ausgelassensten Verschämtheit, in der ersten Auflage seines Buches: ‚Die Räuber' einen Gedanken wagte, der den Ausländer glauben läßt, als wenn man in Bündten, mit jedem unvorsichtigen Athemzug, so ein paar Dutzend *‚Jauner'* in den Mund zöge — wohl aber giebt es, indessen aber auch diese höchst selten, Unglücksfälle von folgender Art, welche aber bisher noch immer durch Hülfe und Rechtschaffenheit der Nation, bis zur äußersten Möglichkeit wieder gut gemacht wurden. — Der von *Lindau* wöchentlich nach *Mailand* reitende Both, hatte den 4ten dieses Jenners, auf der Bergstraße, *Kardenela* genannt, jenseits des *Splügnerberges,* das Unglück, eines seiner mit Geld beladenen Saumpferde, deren er *viere* hatte, durch einen besonders fatalen Mißtritt, vor seinen Augen über den Bord der Straße, in das gräßliche Tobel hinabstürzen zu sehen. — Es waren noch 3. Männer von *Isola,* das am Fuße der besagten Bergstraße liegt, gebürtig, bei ihm, welche die Säumer, oder eigentlich die Pferdetreiber machten; bekanntlich, — bitte meine Leser wol darauf zu merken, — sehr arme und dürftige Leute; Leute, die in der grausamsten Witterung, und besonders zur Zeit, wenn der Durchpaß entweder durch übermäßigen Schnee gehemmt ist, oder verweht wird, diese Bergstraße mit Ausschaufeln des Schnees eröffnen, also ihr Stückchen Brod im eigentlichsten Verstande sauer verdienen müssen —». Kurz und gut, in besagter Zeitungsmeldung stand zu lesen, diese braven Männer hätten dann tief unten im Tobel nach diesem Geld — es sollen gegen 2000 Taler und einige hundert Louis d'or gewesen sein — gesucht, hätten die Kassette zersplittert vorgefunden, die zum Teil weggerollten Münzen gewissenhaft zusammengesucht und dem Lindauer Boten das Geld um Mitternacht zu Isola getreulich abgeliefert. Der aber habe einen Fehlbetrag von 7 Louis d'or festgestellt, worauf die Männer wahrhaftig am andern Morgen nochmals in die Schlucht hinunterstiegen, die sieben Goldstücke nach langem Suchen auch tatsächlich fanden und hernach freilich dann reich beschenkt wurden. — Der Redaktor erzählt anschließend, um die Ehrlichkeit der Bündner noch weiter zu bekräftigen, von einer armen Frau, welche in der «Rongella» auf der Landstraße eine Geldkiste gefunden, sie im Schnee verborgen und dann in Thusis dem «Hrn. Konradin Virgit, dasigen weißen Kreutzwirth», Anzeige erstattet habe, worauf dieser die Kiste mit einem Saumpferd dem Verlierer, der sich bereits auf der Suche nach ihr befand, unversehrt wieder ausgehändigt habe. «Wenn solche Rechtschaffenheit meinem Vaterlande und dem großen Durchpasse nach Italien, keinen guten Namen macht», bekräftigt der Redaktor im Schluß-Satz seines Artikels, «so sage mir ein Komedienschreiber, w a s *heißt Rechtschaffenheit?*»

Wer hätte gedacht, daß einstmals eine abgebleichte Locke ausgerechnet des «Räuber»-Verfassers, ihm vom Haupte geschnitten, nachdem er am 9. Mai des Jahres 1805 zu Weimar verschieden war, unter Glas und Rahmen ins Rätische Museum an der Hofstraße in Chur gelangen würde! Martin Schmid hat darüber berichtet, vorerst im Bündner Jahrbuch 1967, in einem ergiebigen Aufsatz, der dann mit dem gleichen Titel «Die Schillerlocke im Rätischen Museum» 1969 auch in das 1. Heft der Kristallreihe des Calven-Verlags, Martin Schmid: «Historische Aufsätze», übernommen worden ist.

Im Hungerjahr 1816/17, als ausgemergelte, entkräftete Männer in unmenschlicher Anstrengung das so bitterlich benötigte Getreide auf den eigenen Schultern vom Süden über die Pässe zu schleppen hatten, weil die abgematteten, kaum mehr ernährten Saumtiere die Arbeit nicht mehr zu leisten vermochten, und dann auch, weil man die Konkurrenz des Brenners und des Gotthards immer empfindlicher zu spüren bekam, begann man endlich den Ausbau der Viamala, des Splügens und Bernhardins zu eigentlichen Kommerzialstraßen energisch an die Hand zu nehmen, zumal die nördliche Zufahrt, die sog. Reichsstraße zwischen der Luziensteig und Chur, schon seit 1785 dem Verkehr offenstand und von frem-

den und einheimischen Kaufleuten hohes Lob erntete. Schon im Mai 1818 hatte sich der bekannte Straßenbau-Unternehmer und tessinische Staatsrat Giulio Pocobelli (1766—1843), der zuvor die Straße über den Monte Ceneri angelegt hatte, dazu entschieden, das sog. Verlorene Loch, will sagen den unteren Teil der Viamala-Schlucht, zu bezwingen. 1821 war der Durchbruch gelungen. Zuvor hatte der Pfad vom Oberdorf Thusis hinein ins Nolla-Tobel und dann über Crapteig in steilen Kehren den Bovelwald empor nach Ober-Rongellen und erst von dort hinab zur Rheinschlucht geführt. Pocobellis Adjunkt und erster Mitarbeiter war der bei den Arbeitern außerordentlich beliebte Ingenieur und Brükkenbauer Richard La Nicca aus Sarn am Heinzenberg, der übrigens 1820 in einzigartiger Weise auf dem Hohenrätien Hochzeit gefeiert und bei dieser Gelegenheit seinen Gästen aus großer Höhe stolz den Fortgang der Arbeiten im Verlorenen Loch gezeigt hatte. Die beiden begabten Ingenieure arbeiteten ausgezeichnet zusammen. Ein Zeitgenosse hat uns eine kurze Begegnung mit Pocobelli überliefert. 1834 wurde das Bündnerland von schweren Unwettern heimgesucht, welche gewaltige Schäden verursachten. Damals wurde beispielsweise durch das Hochwasser auch die malerische, 1473 erbaute Brücke bei Rania, welche einmal schon im 16. Jahrhundert schwer beschädigt, dann jedoch wieder aufgebaut worden war (der holländische Zeichner Jan Hackaert hat sie 1655 nicht weniger als dreimal im Bilde festgehalten) endgültig zerstört; es sind heute von ihr bloß mehr die Zufahrtsrampe und ein Pfeilerrest zu sehen. So ließ denn ein Chronist aus dem angesehenen Geschlecht der Bawier, Georg von Bawier, geboren 1773, Offizier in französischen Diensten, später Bundesschreiber in Chur und dann als Söldner Napoleons abermals im Ausland, 1835 in der preußischen Stadt Düren «Zum Besten der kürzlich durch Wasser Beschädigten» seines Heimatkantons ein Büchlein mit dem Titel «Schneeflocken» drucken, in welchem er in Briefform einem Freund des Namens Bueß allerlei Erlebnisse mitteilt, ihn vor allem einläßlich unterrichtet von einigen Paßfahrten über den Bernhardin, welche er zu verschiedenen Zeiten unternommen hatte. Wir entnehmen die nachfolgende, ungewöhnlich informative Schilderung des Georg Bawier dankbar dem Augustheft 1960 der Terra Grischuna. Pocobelli war 54, als Bawier ihm im Sommer 1820 von seinem Pferdefuhrwerk aus bei Thusis ein paar Grußworte zurief; er war jedoch fast 70, als Bawier seine «Schneeflokken» in Druck gab; deshalb seine Erwähnung als «wackerer Greis».

«Auf einem Char à banc die Reise von Chur nach Bellinzona über den Bernhardinerberg zu machen, ist wohl so lange die Welt steht, mir im Sommer 1820, am ersten gelungen», berichtet Bawier dem Freunde mit vergnügter Genugtuung. «Noch hatte kein Rad diese ganze Strecke von 27 Stunden passiert, und nur mühsam konnte man sich vorher zu Fuß, zu Pferde, oder Winters im Schlitten, durch diese höchst beschwerlichen Bergpfade winden.

Dank der Gewinnsucht vieler Speditoren, Dank den vaterländischen Aufopferungen mehrerer Kapitalisten, Dank der beharrlichen klugen Anstrengung der Regierung des Kantons Graubünden, Dank der nachbarlichen Hülfe und Beisteuer des Königs von Sardinien, Dank endlich den erschwerenden Österreichischen Mauthverordnungen in der Lombardei, denen man ausweichen wollte. Für Rechnung des armen Kantons Graubünden, mit einem durch Actionairs zusammen geschlossenen Kapital von ohngefähr Fl. 6 à 800 000 — ward durch diese rauhe Berggegend eine neue Chaussée angelegt, die nun schon lange vollendet ist.

Nun kann man leicht in ein paar Stunden mit Extra-Post und Dilligence von Chur nach Mayland fliegen, wozu man sonst, mit dem Kuriere, wohl 5—6 Tage brauchte. Nun können auf dieser Bahn die Waaren Deutschlands und der nördlichen Schweitz sich über Piemont nach dem ganzen Italien verbreiten, ohne die beängstigenden Österreichisch-Lombardischen Zollstädten zu berühren!

Verschiedene in Republiken heilige Gemeindsvorrechte, die eine neue Straße beeinträchtigten, der sich entgegenstemmende Einfluß der Lombardischen Regierung, die Abtrünnigkeit des Nachbarkantons Tessin, alles dies waren unüberwindlich scheinende Hindernisse, die mit Klugheit und Beharrlichkeit beseitigt wurden. Am meisten aber erstaunt man über die Besiegung aller der undenklichen Hindernisse, welche die Rauhheit einer der höchsten Gebirgsgegenden Europas, welche eine felsenfeste Natur entgegensträubte. Ewig harte Urgebirge mußten durchbohrt, die gräulichsten Abgründe und reißendsten Flüsse übersprungen, den fürchterlichsten Alles mit sich in die Tiefe

rollenden Lawinen und Rüfen oder momentanen Bergströmen, mußte ausgewichen, oder sie unschädlich gemacht werden.

Ehre und Ruhm dem wackern Greise Boccabello, Staats-Rath des Kantons Tessin und übernehmender Ingenieur dieses Baues!

In dem reichen Schatze durch lange Erfahrung gesammelter praktischer Kenntnisse, in einer unermüdeten Thätigkeit, die ihn, wie durch einen Zauberstab bewegt, stets auf alle Punkte der Arbeit hintrug, in einer besonnenen, kraftvollen Beharrlichkeit, fand er Mittel, alle diese Hindernisse zu überwinden.

Die Arme auf der Brust übereinander gekreuzt, den Kopf vorwärts gebeugt und nachsinnend, sah ich ihn in der Nähe von Tusis einsam einher schlendern. ‚Come va, Signor Consigliere?' — frug ich ihn im Vorbeifahren. ‚Cosi, Cosi, là là' — war seine Antwort. Er hatte gerade den härtesten Knoten zu lösen. Zur Abkürzung sollte die Straße unter Tusis durch das sogenannte ‚verlorne Loch' geführt werden, längs einer himmelhohen, senkrechten Felswand, welche den im Abgrunde tobenden, über ungeheure Steinblöcke hinrauschenden Rhein beengt; in diese Felswand hinein mußte die Straße in ihrer ganzen Breite nach gehauen werden. Kaum befand sich hie und da eine vorspringende Felsecke, wo die Arbeiter mit Noth ihre beiden Füße setzen konnten. Ein Trupp kraftvoller Tyroler Steinsprenger hatten bereits 4 oder 5 ihrer Kameraden verloren, die von diesem gefährlichen, hangenden Standpunkt in die Tiefe des Abgrunds gestürzt waren und zerschmettert von den schäumenden Rheinwellen fortgeschwemmt wurden. Da empörten sich die Übrigen und wollten diese Arbeit nicht mehr fortsetzen. Und gerade in diesem Zeitpunkt war's, wo ich Boccabello antraf, und er mir sein: ‚Cosi, là là', — entgegnete.

Dieser unerschütterliche und gewandte Mann aber ließ sogleich einige Wagehälse aus Italien kommen, denen das Leben eines Menschen gewöhnlich weniger am Herzen liegt, und diese gefahrvolle Arbeit wurde fortgesetzt und glücklich vollendet.

Diesmal hatte ich herrliches Wetter über den Bernhardinerberg, und traf oben die Alpenrosen in ihrer vollen Blüte an. Das herrliche Wetter aber, die reine Gebirgsluft, und die Strapatze einer Bergübersteigung, hatten meinen Appetit gewaltig gesteigert, und ich eilte, kaum in dem Dorfe Bernhardin angelangt, sogleich dem Tische zu.

Dieses kleine schmutzige Dorf, das dem Berge den Namen gibt, oder ihn von demselben erhielt, und vielleicht 3/4 des Jahres im Schnee begraben liegt, ist das erste, so man, auf der südlichen Seite des Berges herab kommend, antrifft; es sprudelt da eine kalte Mineralquelle, die aber wenig besucht wird, weil für das Unterkommen der Gäste schlecht gesorgt ist.

Indem ich so behaglich, jedoch gar nicht unthätig, hinter einem Gemsfleischbraten saß, erinnerte ich mich meiner frühern Reisen über diesen Berg; wie ich vor einigen Jahren mit meiner sehr kranken Gattin zu Pferde aus Italien kommend, müde hier anlangte, mitten im Sommer, wegen Schneewetter und Sturm nicht über den Berg konnte, und mit der armen Kranken 3 Tage in dieser elenden Hütte verweilen mußte. Welch qualvoller Moment meines Lebens! Doch auch der ist vorübergegangen.

So saß ich denn, guter Bueß, im Dorfe Bernhardin hinter einem dampfenden Gemsbraten, und ließ in dieser behaglichen Lage die Bilder der Vergangenheit, wie in einem Guckkasten, sich meinem Gedächtnisse wieder präsentieren.

Da erblickte ich nun dasjenige einer andern, frühern Reise über diesen Berg, von Graubünden nach Italien, damals mitten im Winter bei thurmhoch aufgehäuftem Schnee, und dessen stechendsten Schneegestöber.

Du wirst wohl auch schon etwa einmal im Winter bei Schneegestöber einen hohen Berg passiert und dabei bemerkt haben, wie die auf solcher Höhe schon in der Luft gefrornen Schneesternchen mit ihren Zakken, Gesicht und Hände unbarmherzig zerstechen.

Gerade so mag die Empfindung gewesen sein von Schwifts Reisenden nach Liliput, als er auf dieser Insel eingeschlummert von tausend Lanzen Liliputer Kriegs-Helden so unangenehm aufgeweckt wurde.

Doch mir war's bei jener Reise gewiß nicht um's Spaßen. Mit äußerster Gefahr und Anstrengung mußte damals der Schneeberg überwatet werden.

Doch beängstige Dich nicht, lieber Freund; ich bin bei alle dem auf der alten Straße glücklich hinüber gekommen, und solltest Du einmal dieses Weges reisen, so kannst Du nun auf der neuen Chaussée in einem zugedeckten wohl verschlossenen Wagen hinübertraben, ohne das Stechen des Schneegestöbers oder das Brausen des Sturmwindes zu fühlen.

Als ich bei meiner Rückkehr von dieser Winterreise, Ende Januar, bei grimmiger Kälte und hohem Schnee auch wieder über den gleichen Berg mußte, befand ich mich in der angenehmen Gesellschaft des Herrn Majors v. S****. Im Dorfe Bernhardin begehrten wir zwei Schlitten bis über den Berg. Man brachte uns zwei niedere Holz- oder Bauernschlitten, der eine mit einem Pferde, der andere mit einem Ochsen bespannt. Auf jedem war eine länglicht viereckige hölzerne Kiste festgemacht, und jede Kiste mit einer Matratze, Kissen und doppelten wollenen Decken versehen. Da hineingelegt, und in dicke Winterkleider gehüllt, wurden wir unter die Decken gleichsam lebendig begraben, und mit starken Stricken von geflochtenen Riemen ungegerbter Häute zugeschnürt.

In dieser Lage hätten wir uns unmöglich bei einem Unfalle selbst heraus helfen können; Leib und Leben war ganz der altbewährten Zuverlässigkeit unseres verschiedenartigen Zugviehs und der Vorsicht seiner Führer à discretion überlassen, und mit dem Schlitten in eine Masse verschmolzen, mußten wir, purzelte er in den Abgrund hinunter, mit ihm gleiches Schicksal

theilen, bis es ihm beliebte, am Ende seiner Rollbahn entweder unter oder über uns liegen zu bleiben.

Diesen wunderlichen Zug eröffneten zwei Männer, mit Schaufeln auf den Achseln, gleich den Sapeurs an der Spitze eines Regiments, um wo es nöthig wäre, den Schnee wegzuschöpfen und die Bahn offen zu erhalten. Dann kam mein Schlitten mit dem gehörnten Thier an der Spitze.

Ich hatte es demüthiglich seines sichern Trittes wegen ausgewählt und ehrerbietig gegen meinen Reisegefährten ihm den magern Bucephalus gelassen, der dem meinigen nachfolgte. So ließen wir uns geduldig rückwärts den Berg hinauf schleppen, denn des steilen Weges halber mußte der Kopf in die Nähe des Schweifes unseres Gespannes kommen; sonst wären wir beinahe in der Lage eines an den Füßen Aufgehängten gewesen.

Mein Freund hatte den Kopf unter die Decken verborgen, um nicht zu erfrieren, und war stumm wie ein Fisch; aus der gleichen Besorgnis aber, und weil ich doch sehen wollte was vorging, sang ich aus vollem Halse allerlei Lieder, denn andere Bewegung konnte ich mir nicht machen. Die Kälte war aber so groß, daß alle diese Maßregeln, alle Kleider und Dekken uns vor ihrem durchdringenden Einfluß wenig schützten. Öfters sah ich, wenn unsere Führer sich besprachen, den Hauch des einen auf der Wange des andern zur Eisrinde werden.

Auf der Höhe des Berges, am Rande des entgegengesetzten nördlichen Abhanges, mußte aus oben angegebener Ursache unsere Lage die entgegengesetzte Richtung annehmen. Wir wurden also aufgeschnürt, und stiegen aus, bis unsere Betten wieder anders gelegt waren, was 4 à 5 Minuten dauerte. Da standen wir nun, einer so grimmigen Kälte, einem so schneidenden Nordwinde ausgesetzt, daß es uns trotz der vielfachen Bekleidung vorkam, als ob wir im bloßen Hemde wären.

Nun wurden wir wieder eingepackt, und es ging flott den Berg hinab; selbst mein bedächtiger Hörnerträger mußte traben, und so kamen wir bald glücklich in dem warmen Wirthsstübchen des Dorfes Hinterrhein an, und ließen es uns bei einer guten Flasche Weins wieder wohl werden.

‚Nun wäre es denn doch Zeit, von dem Berge herunter zu steigen, oder bleibt er immer noch hinter dem Gemsenbraten sitzen?' so wirst Du, mein lieber Bueß, bei Lesung meiner zwei vorhergehenden Briefe ausgerufen haben.

Ja, guter Alter, von so einem Gemsenbraten trennt man sich nicht so leicht; — wer weiß auch, wann mir wieder so ein Gericht zu Theil wird.

Doch nun ist er verzehrt, und ich fahre mit meinem Char à banc auf der seit damals fast vollendeten, schönen neuen Landstraße lustig durch das Misoxer Thal hinunter. —»

IX.

Pochenden Herzens wanderte 1795 auch die liebenswürdige Schriftstellerin *Friedrike Brun* (1765—1835) in Begleitung ihrer Kinder schluchtabwärts durch die Viamala und hat sich dann mit ihnen im September des gleichen Jahres ausgiebig auf dem Rigi erholt. Seit 1783 schon war sie — eine geborene Münter, Tochter eines deutschen Pfarrers — in Kopenhagen verheiratet mit dem Geheimen Konferenzrat Konstantin Brun, ist schon fünf Jahre hernach leider dann sehr schwerhörig geworden. Doch jedermann liebte sie. Sie hat Verse geschrieben und vor allem sehr anziehende Reiseschilderungen, war persönlich bekannt und zum Teil auch herzlich befreundet mit Matthisson, Bonstetten, mit dem aus Schaffhausen stammenden Historiker Johannes von Müller, mit Klopstock und auch mit Madame de Staël und deren Vater, dem französischen Finanzminister Necker, bei welchen sie 1801 in Coppet längere Zeit gewohnt hat. Ihre ersten Gedichte erschienen auf Matthissons Betreiben schon 1795 in Zürich. — Und nun ihre Viamala-Schilderung:

«... Nachdem wir genugsam ausgeruhet, verlassen wir unsern Standpunkt an der ersten Brücke und betreten mutig den finstern Weg, der anfangs leicht am Gürtel der umgrünten Felsen hinschwebt; über ungezählte Tannenlängen steigt das Auge wie von einer Leiter herab in die Tiefe, in der der zartgrüne junge Rhein mit schaumbedecktem Rücken hineilt: herrlich, voll Kraft und Harmonie, ist der Klang seines freudigen Rauschens! Aber er versinkt schon allmählich tiefer zwischen wilderen Felstrümmern, doch scheint er sie noch mit unaufhaltbarer Kraft und Fülle vielmehr vor sich hinzuschieben als durch sie gehemmt zu sein. Die immer engeren Pfade krümmen sich bergab in eine öde Wildnis, die eben der erste Sonnenstrahl über ungeheure Felsen steigend begrüßt; ein Gießbach schäumt links aus den steigenden Klippen über den Weg; eine hölzerne Lehne führt hinüber an ein gestürztes Felsenstück, welches Fluß und Abgrund verbirgt; um den Felsblock schlingt sich der Pfad; wir sind herum: — welche Wandlung! Das Gebirg hat sich plötzlich zusammengedrängt; erst senkrecht, dann überhängend, dann Luft und Himmel verschließend, neigen sich die ungeheuren Klippen zusammen zur grausenden Schlucht, wo Stimm' und Atem stockt; hoch erscheint der Felsenrand mit Tannen behaart, im Abgrund windet der Rhein sich erst mühsam durch

tiefe Engen und wird dann von Sekunde zu Sekunde fester und finstrer umschlossen.

Die zweite Brücke erscheint von einer Klippenspitze auf die andere geworfen, und man steigt auf sie herab, doch hängt sie gleichsam am Absturz; denn rechts strahlt der Rhein in einem angstvoll gedrängten Sturz durch die enge, in die Felskluft gerissene Spalte tief in nächtliches Dunkel hinab. — Der Standpunkt auf der Brücke war nicht umfassend; neben ihr hing über dem Abgrund ein Häufchen abgerollter Steine; ich stieg über die Brustwehr und nahm Besitz von der schauerlichen Stätte! Die Sonne warf eben den ersten Blick (und es ist bald Mittag) durch die entsetzliche Spalte: die magische Wirkung dieser Erscheinung auf das grün in Schaum zerkochende Gewässer, auf die mit Wassertuff und Moosgrün angeflogenen Höhlen und Ränder der Stromkluft — läßt mich verschweigen! Ich vergaß, daß ich über Grab und Tod, auf einem Häufchen gerollter Steine hing: dieser allmächtige Götterblick zog mich aus mir selbst empor!

Ach! Ich sah nicht die Todesangst meiner lieben Gefährten, die teils vor dem Geräusch des Wasserfalls mir nicht zurufen konnten, teils mich gleich den Nachtwandelnden nicht wecken wollten, weil ein schneller Blick auf die Gefahr den Schwindel erregt, dieser aber unmittelbar den Tod nach sich gezogen hätte; ich stieg ruhig wieder über die Brustwehr auf die Brücke; kaum war ein Bein hinüber — so zogen sie mich pfeilschnell wie aus dem Feuer — und es regnete Liebkosungen und Vorwürfe und Schmälen! Der Rhein aber gleitet nach seinem Saltomortale in die gräßliche Tiefe unter der hochgewölbten Brücke und wallt in ein kleines, tiefes, meergrünes Felsbecken, welches ihn wie ein Freundesschooß oder wie der Schlaf den Leidenden, ach! nur zu kurzer Ruh empfängt. Sogleich dämmen ihn zwei ungeheure Granitblöcke von neuem! Wie vom Schicksal getrieben, strömt er aus der stillen Gruft, umflutet, überschäumt sie und mischt im innern Kampf des Urstoffs, Schneeschaum und Kristallgrün in wechselnder Bewegung. Hohe, jetzt erst morgenrötlich bestrahlte Felsen warfen ihren Abglanz hinab ins schaurig glatte Felsbecken, dann aufs Schaumgewoge, welches nie ein Sonnenblick erreichte.

Bald waren wir zur dritten und letzten Brücke hinabgestiegen: — sie ist und bleibt doch der entsetzlichste Moment auf diesem Todeswege! Denn hier erstirbt alle Hoffnung, hier, wo die schwärzeste Nacht mit gleich schwerem Fittich den dunkelsten Abgrund und die schwindelndste Höhe umschwebt; wo fern, kalt und unerreichbar des Äthers tiefe Bläue über engem Raum dahingleitet, wo aus den Eingeweiden der Erde der klagende Laut des leidenden Stromes aus einem kalten Kerker wie die Stimme eines Sterbenden ertönt! Dieser Ton des Rheines rührte mich bis zu Tränen; ich verweilte lange, ich vergaß alles über ihm, selbst Felsen, Himmel und Erde! Er war mein junger, unvorsichtiger, doch edler Freund, er war hülflos im tiefsten Leid, er war mein Bruder! Er war mein Sohn! Er war das erhabenste, wahrste, schönste Bild der menschlichen Jugend.

Jetzt wölben sich Felsendächer über dem engen Pfad, und nur verstohlen gleitet der Blick in die Höllennacht des Rheinbettes, wo er mühsam in Felsspalten sich durchkrümmt — und bald wieder gänzlich entschwindet. Silberquellen rieseln von den Klippen über unsern Weg, wie Freundinnen mit sanftem Trostwort zu ihm in die Tiefe. Jenseits der Stromkluft steigen noch immer finster bewaldete, unwirtbare Felsen; fernhallend seufzt er ungesehen aus der entsetzlichen Tiefe.

Plötzlich ist die Bergkluft auseinandergerissen, und der Blick fliegt wie ein entfesselter Adler dahin in die lächelnde Ferne des heitern, weitaufgeschlossenen Domleschgertales.»

An dieser Beschreibung ist ganz gewiß einzigartig die Personifizierung, welche diese empfindsame Dreißigjährige aus dem fernen flachen Dänemark dem in die Felsen gezwängten jungen Rhein hat angedeihen lassen, das bis zu Tränen gerührte Mitleid, welches sie seinen bedrängten Wassern spendete; ungewöhnlich auch, daß sie, wie schon gesagt, ihre Kinder bei sich hatte.

X.

Um auch das Zeugnis eines Malers in diesen Chorus aufzunehmen, übermitteln wir im folgenden die Schilderung aus der Feder des jüngsten Bruders der beiden Gelehrten Jakob und Wilhelm Grimm, welche in den Jahren 1812—1814 jene dann so berühmt gewordene Sammlung «Kinder- und Hausmärchen» herausgaben. Der Zeichner und Kupferstecher *Ludwig Emil Grimm* (1790—1863) ist, nachdem er sich kurze Zeit in Italien aufgehalten hatte, im August 1816 bei miserablem Wetter über den Splügen zurück in sein «geliebtes deutsches Vaterland» geritten. Mit ihm war sein Freund Prestel, vermutlich ein Sohn jenes Malers und Kupferstechers Johann Gottlieb Prestel, welcher sich 1775 in Zürich aufgehalten und von dem Pfarrer Johann Caspar Lavater, gleich andern Künstlern auch, alsogleich dringlich gebeten worden war, ihm doch Köpfe zuhanden seiner Physiognomik zu zeichnen und zu stechen. Die beiden ritten in

Begleitung eines jungen, gelassenen Führers, der, wie er ihnen mitteilte, diesen Weg pro Jahr so an die dreißigmal zurückzulegen pflegte. Geschildert ist vor allem die Südseite des Splügens, welche damals, wenige Jahre vor der Eröffnung der Kommerzialstraße, anscheinend noch recht gefährlich war.

«In Chiavenna setzten wir uns zu Pferde und bei entsetzlichem Regen ging's bergauf; bald waren wir so in den ungeheuren Felsen, daß ich nichts mehr sah als Felsschluchten und jagende Nebelwolken. Es ging immer tiefer in die Berge, und der Weg war oft kaum so breit, daß ein Pferd Platz hatte, und neben dem schmalen Weg ging es in die Tiefe, wo man das wilde Wasser toben hörte. Die Wege waren so oft von Wasserfällen zerrissen und überschwemmt, daß deren Überschreitung aufhielt, ja oft mit Lebensgefahr verbunden war. Mein Reisegefährte Prestel aus Frankfurt war von Haus aus ein schlechter Reiter und dabei noch ängstlich und furchtsam; einmal ging es ihm schlimm. Wir mußten auch wieder einen Wassersturz, der sich über den Weg wälzte, durchschreiten, es war ein schlimmes, Vorsicht heischendes Reiten, weil so viele Felsstücke im Weg lagen. Wir nahmen Prestel auf seinen Wunsch in die Mitte, aber das Wasser riß die Hinterläufe von seinem Pferde um, und das Tier saß mit Prestel zur Hälfte im Wasser, so daß die Hutschachtel und sein Allerwertester durch und durch naß wurden. —

Es ist übrigens der Mühe wert, die Reise über den Splügen und durch Graubünden zu machen; denn es hat niemand von der Wildheit und Zerrissenheit der Natur einen Begriff, wie es da aussieht! Wir ritten in so tiefen Schluchten, daß oft förmlich Nacht war, und neben dem engen Weg waren ungeheure Tiefen; — oft ritten wir dahin, ohne nur eine Spur vom trüben Himmel sehen zu können; dann stürzte wieder ein großer Wasserfall über uns weg mit einem Getöse, daß man sich nicht verstand; überall flog ein feiner Regenstaub an, der kühl und frostig war. Die armen Pferde blieben zuweilen vor Müdigkeit oder Unbehagen stehen, und der arme, sonst so geschwätzige Prestel ritt zwischen uns schweigsam, in sich gebückt, wie ein toter Mann.

Ich kann nicht sagen, wie malerisch und interessant der Weg für einen Maler ist: hier ist alles, was man Großartiges, Schauerliches und Furchtbares sehen kann! Es fehlten nur die Hexen, Kobolde, Drachen, Lindwürmer, Schlangen und Teufel. — Wir bekamen mit zur Begleitung ein schreckliches Donnerwetter; der Sturm tobte und pfiff und dröhnte, die Blitze zuckten und schlugen an die Felsen, als wenn man tausend Kanonen und Tritonenhörner hörte, als wenn der Jüngste Tag anbrechen wollte! In meiner Phantasie entstand ein Bild nach dem andern. Wir hielten unter einem Felsen, die Pferde wollten bei dem entsetzlichen Regen nicht weiter, und mir war es auch recht. Man muß so etwas durchleben und durchempfinden. — Diesen Weg sollten alle machen, die zum Dichten begabt sind! — Gegen Abend wurde die Höhe etwas lichter, und wie wir oben waren, wurden wir mit Schneegestöber empfangen, und unsere Pferde konnten sich durch den hohen alten und neuen Schnee nur mit Mühe langsam durcharbeiten. In dem sehr schlechten Wirtshaus oben machten wir halt, naß und müde und sehr hungrig. —»

Dort sind sie dann vermutlich über Nacht geblieben. Den Abend darauf logierten sie im malerischen Thusis «in einem anständigen Gasthaus, wo ich mit allem sehr zufrieden war».

XI.

Wenige Jahre später, 1825, ist dann der treue Freund des Bündner Dichters *Johann Gaudenz von Salis-Seewis, Friedrich von Matthisson* (1761—1831), ein damals schon recht betagter Mann und noch immer rühriger Poet, Hofbibliothekar des Königs von Württemberg, dieselbe Strecke in einer bequemen gedeckten Chaise gefahren. Ganz so tadellos wasserdicht muß sie freilich doch nicht gewesen sein. Auf der Splügenpaßhöhe im Sturmwetter, wo man zwischen noch haushohen Schneewänden hindurchkutschierte, peitschte der Regen in die Kutsche; «der vorgehaltene Schirm war im Nu zerrissen». Man war schon des Morgens um drei Uhr in Thusis aufgebrochen. «Der Himmel war mit verdächtigen Wolken bedeckt. Glücklicherweise passierten wir die in der Gebirgsnatur als das Höchste des Riesenhaften, Erhabenen, Schauervollen und Majestätischen ohne Seitenstück dastehende Via mala noch ohne Regen.» Man sieht, der Schwabe, welcher mit manierlichem Stolz schon seit 1809 das «von» in seinem Namen trug, verstand es zweifellos, gegebenenfalls auch recht pathetische Töne anzuschlagen. Ab Andeer regnete es dann in Strömen. Das Berghaus oben auf dem Paß, wo die österreichischen Grenzer hausten, fand auch er ungnädig schmutzig. «Wir mußten uns, durchkältet und durchnäßt wie wir waren, am Küchenfeuer wärmen und trocknen. Vor der hochlodernden Herdflamme

fanden wir zwei Reisende, die in unbedecktem Fuhrwerk über den Berg gekommen waren und wie Dachrinnen träufelnd vom Kopf bis Fuß dasaßen. Der eine war ein Arzt aus Franken auf der Reise nach Italien begriffen; der andere ein kunstliebender Engländer auf dem Wege nach Ägypten. —»

Die beim Berghaus beginnende Kunststraße südseits des Passes aber hat dann Matthissons hohes Lob gefunden. Er bewunderte die zum Teil erstaunlich langen Galerien, die Brücken, welche «in Absicht auf Gefälligkeit der Form und Großartigkeit des Baustiles» denen auf dem Simplon keineswegs nachstünden, und sah dann in der Nähe von Chiavenna, «trotz dem trüben Flore, der sie umschwebte, nicht ohne lebhaftes Vergnügen die ersten italienischen Rebendächer wieder».

XII.

Doch nun ein ganz anderes Thema! — Dr. Carl Camenisch, der vor dem Ersten Weltkrieg und kurz darnach etliche, bündnerische Kulturbelange beinhaltende Zeitungsartikel und Schriften veröffentlicht hat, gelang seinerzeit — im Rahmen seiner Untersuchungen über «Goethe als Prophet des alpinen Wintersports» — eine Entdeckung, welche ihn mit hoher Genugtuung erfüllte; die genannte Abhandlung ließ er dann in den zu Samaden erscheinenden «Engadin Express» einrücken und vereinigte sie 1910 mit zwei weiteren Essais in die hundertseitige Broschur «Im Banne der Alpen». Es war ihm damals gelungen, im «Zeitungsblatt aus Bünden» Nr. 70, vom Jahre 1788, den folgenden Passus aufzuspüren:

> «Seit 18 Jahren wissen wir keinen Jahrgang, in welchem, wie in diesem, eine so besonders große Anzahl gelehrte und andere Bergreisende unser Bünden besucht hätten. Unter den vielen Engländern und anderen vornehmen Reisenden nennen wir nur einen Lord Glive und unter den Gelehrten einen Goethe, Herder, Meiners und Spittler —»

Nun, über *Christoff Meiners,* Professor in Göttingen, weiß man, daß er mit seiner Frau und einem Freund am 4. August 1788 von Pfäfers her in Chur eingetroffen war und dann am 9. August über das Vorderrheintal und den Oberalp Graubünden bereits wieder verlassen hatte. Ebenfalls ist lange schon bekannt, daß Goethe nach seinem Aufenthalt in Rom 1788 tatsächlich über den Splügen und die Viamala nordwärts reiste und am 18. Juni wieder eingetroffen ist in seines Brotherrn Herzog Carl Augusts Städtchen Weimar an der Ilm. — Darauf werden wir noch zu sprechen kommen.

Entschieden problematischer bei dieser Aufzählung in der alten Bündner Zeitung hingegen ist die Nennung des andern Weimaraners, des «Oberhofpredigers, Generalsuperintendenten und Oberkonsistorialrats» *Johann Gottfried Herder* (1744—1803) — denn er und kein anderer wird doch wohl gemeint sein —, der in der Tat in jenem Jahre 1788 sich südwärts auf die Reise machte. Keine zwei Monate nachdem Goethe heimgekehrt war, hat Herder schweren Herzens von seiner vergötterten Frau Pfarrerin und seinen sechs Kindern Abschied genommen und ist, begleitet von seinem treuen Diener Werner, am Mittwoch, dem 6. August, davonkutschiert, Richtung Nürnberg—Augsburg, um auch seinerseits etliche Monate in Rom zu verbringen. (Heimgekehrt, und zwar aufatmend und durchaus nicht todtraurig wie Goethe, ist er erst wieder am 9. Juli des folgenden Jahres.) Daß Herder auf seiner Reise in den Süden damals in Chur aufgetaucht sein soll, ist schlichthin unbegreiflich, denn er reiste erwiesenermaßen über Innsbruck und den Brenner. Es haben übrigens sowohl er als Goethe in der Ewigen Stadt damals aufs freundschaftlichste mit der bekanntlich in Chur geborenen Malerin Angelica Kauffmann verkehrt. Goethe hat an die zwei Jahre lang in Freuden in Italien gehaust, hatte selig in Saus und Braus gelebt. Am 1. April 1787 schrieb Großherzog Carl August an Carl Ludwig Knebel (1744—1834), mit welchem auch Herr und Frau Herder eifrig korrespondierten: «Goethen habe ich vorgestern einen sehr langen Brief geschrieben. — Diesem Menschen scheint's gewaltig wohl zu gehen —». Herder, der geplagte Familienvater, anderseits ließ sich einmal morose vernehmen, Goethe habe da

unten «wie ein Künstlerbursche» gelebt. Wie unsäglich wohl in der Tat der Dichter sich im warmen Süden gefühlt haben muß und wie bedrückt er schließlich heimkehrte in den nebligen Norden, erhellt aus der Tatsache, daß er den eben erst zu seiner Reise aufgebrochenen Herder in Erfurt nochmals aufgesucht hat, um ihn ein letztes Mal wehmuts- und neidvoll zu seiner Romfahrt zu beglückwünschen. An seine Frau berichtete Herder darauf brieflich bereits am Donnerstagabend: «... Unter anderm sagte er auch, daß er vierzehn Tage vor der Abreise aus Rom täglich wie ein Kind geweint habe.» — Beide, sowohl Goethe als Herder, litten in der Tat schwer unter der kleinbürgerlichen Atmosphäre Weimars und nicht zuletzt auch unter den dortigen Witterungsverhältnissen. «Das verwünschte Weimarische Klima! Es kann nichts als Gicht und Schmerzen machen an Seele und Körper», empörte sich Herder einmal brieflich an Knebel, und anderswo: «... So steht's hier in dem wüsten Weimar, dem unseligen Mitteldinge zwischen Hofstadt und Dorf» — und, sich und der Seinen persönliche Lage bedenkend: «Wir leben hier wie in der Wüste, in der bekannten Einsiedelei hinter der Kirche ...». Goethe aber schrieb schon am 4. September 1788, nachdem er gewiß sein konnte, daß sein Freund mittlerweile in Rom eingetroffen war: «... Übrigens drücken wir uns unter dem kimmerischen Himmel, der unglaublich auf mich lastet. Du wirst nun wissen, was eine reine Atmosphäre ist, und wirst es noch mehr erfahren.» Herder freilich, dies nur nebenbei bemerkt, sollte im Süden kaum je unbeschwerter Lebensgenuß zuteil werden.

Goethe kam damals denn also nur sehr ungern aus Italien zurück. Daß er über den Splügen und die Viamala reiste, hat man sehr viel später erst aus seinem Briefwechsel mit Marianne Willemer erfahren. Im «Buch Suleika» seiner 1819 erstmals erschienenen Dichtung «West-östlicher Diwan», einer der schönsten Gedichtsammlungen der Weltliteratur, hat er die anmutige Frau, welche ihm zum erschütterndsten, zum zentralen Erlebnis seiner späteren Jahre geworden war, ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Im August 1814 hat er sie in Wiesbaden als Gefährtin des ihm lange schon bekannten Berliner Bankiers Johann Jakob Willemer zum erstenmal gesehen. Senator Willemer hatte die sechzehnjährige Marianne, welche vordem singend und tanzend mit einer Schaustellertruppe herumgezogen war, zu sich ins Haus genommen. Er war bereits zweimal verwitwet und Vater von vier Töchtern und einem Sohn, welche alle der liebreizenden Marianne innig zugetan waren und ihren Vater endlich dazu bewegen konnten, sie zu heiraten. Die Trauung fand am 27. September 1814 statt, wenige Wochen nur nach jener ersten Begegnung Mariannes mit Goethe. Das Paar bewohnte in Frankfurt das stattliche Patrizierhaus «zum roten Männchen» und ausserhalb der Stadt jeweils sommers über die gepachtete «Gerbermühle»; im August/September des folgenden Jahres war Goethe fünf Wochen lang bei den Willemers zu Gast, sah seine Marianne Ende September desselben Jahres noch auf wenige Tage in Heidelberg und hernach niemals wieder. Als 1819 das erste Exemplar seines «Diwan» die Presse verließ, übersandte er es ungesäumt den Willemers. Daß darin fünf Gedichte enthalten waren, welche nicht seiner, sondern Mariannes Feder entstammten, hat erst der junge Hermann Grimm im Jahre 1849 der damals seit über zehn Jahren schon verwitweten «Senatorin Willemer» entlockt. Mit Goethe haben sie und ihr Mann Briefe gewechselt, bis er starb. Wenige Wochen vor seinem Tode, Anfang März 1832, sandte der greise Dichter ihr, zwar wie sich später zeigen sollte, nicht alle, jedoch den größten Teil jener Briefe, welche die Freundin an ihn gerichtet, «eingepackt und versiegelt» wieder zu, als «Zeugen allerschönster Zeit». Ans Licht der Öffentlichkeit, wiewohl noch nicht in Vollständigkeit, traten sie erst, nachdem 1860 Marianne Willemer 76-jährig gestorben war, tief betrauert von ihres Mannes Kindern, Enkeln und Urenkeln. Der Frankfurter Gymnasiallehrer Dr. Theodor Creizenach brachte sie Anfang 1877 erstmals an den Tag. 1908 dann erschien der Briefwechsel, herausgegeben von dem Berliner

Schriftsteller Philipp Stein, im damals noch nicht lange bestehenden Insel-Verlag. Die endgültige, zweifellos nie mehr zu übertreffende Ausgabe des Briefwechsels Goethe-Willemer, in welche auch des Senators Briefe vollumfänglich mitaufgenommen wurden, erschien erst 1965, wiederum im Insel-Verlag, ein mit seinem wissenschaftlichen Anhang nahezu 100 Seiten umfassender Band. Der Herausgeber Hans Joachim Weitz, welcher schon 1951 einmal wieder den «West-östlichen Diwan» an den Tag gebracht hatte, arbeitete an dem Werk volle anderthalb Jahrzehnte und ward darob u. a. 1967 von der Universität Freiburg i. Br. mit dem Ehrendoktortitel bedacht. Wie das war mit Goethes Reise über den Splügen, wissen wir seither ganz genau, obschon der Dichter davon nicht eine Zeile, immerhin aber eine schöne Zeichnung hinterlassen hat; als Achtzigjähriger hat er sie wieder hervorgekramt. Sie war auch Erwin Poeschel teuer.

Poeschel hat sie abgebildet in seinem Aufsatz «Goethes Reise durch Graubünden», welcher erstmals in der Nr. 4 des Bündner Monatsblattes von 1951 erschien und dann übernommen wurde in das 1967 posthum im Verlag Berichthaus Zürich erschienene Konvolut seiner ausgewählten Aufsätze «Zur Kunst- und Kulturgeschichte Graubündens»: eine sehr schöne, auf Kunstdruckpapier wiedergegebene Federzeichnung aus der Viamala, deren Original im übrigen im Goethe-Archiv in Weimar ruht. Goethe hat sie am 1. Juni des Jahres 1788 gefertigt, und zwar ziemlich genau von jenem Standort aus, wo heute der Kiosk sich befindet und jene 1903 bis hinab in die Schlucht erstellte Zickzack-Treppe. Auf die von dort aus sehr gut sichtbare Wildenerbrücke hat er einen Reiter skizziert, und im Vordergrund lehnt sich irgendwelcher Wanderer über das sich übrigens erstaunlich solide präsentierende Geländer. Eine zweite, von Poeschel ebenfalls wiedergegebene Zeichnung fertigte Goethe gleichentags an weniger genau bestimmbarer Wegstelle, vermutlich an der Nolla, oberhalb Thusis. Daß Goethe diese Zeichnungen nach über vierzig Jahren wieder in die Hände fielen, verdanken wir unmittelbar seiner Korrespondenz mit Willemers. Am 4. August 1828 schrieb Marianne aus der «Gerbermühle» nach Weimar: «. . . Morgen früh reisen wir, W. und ich, über Augsburg und Innsbruck, die neue Kunststraße über das Wormser Joch, durch das Veltlin nach dem Comersee, über Lugano nach Bellinzona und über den Bernardino zurück . . .» Lange nach der Rückkehr, am 2. November, hat sie ihrem großen Freund vom Verlauf dieser Reise in einem langen Brief reizend und sehr informativ Bericht erstattet, ausführlich vorerst von der Fahrt über die Stilfserjochstraße und dann von derjenigen über den Splügen, denn das Ehepaar ist dann anscheinend doch nicht über den Bernhardin in die Schweiz eingereist.

«Der Weg über den Splügen ist unbeschreiblich schön», schrieb Marianne, «die Via mala ist der schauerlichste Felsenpaß in der ganzen Schweiz (nur die Finstermünz im Tirol ist ihr gleichzustellen) und um so ängstlicher, als das Gestein, ein weicher Tonschiefer, den die Frühlingsgewässer unaufhörlich unterwaschen und die Wurzeln der halbverwitterten Fichten entblößen, den Weg viel gefährlicher macht. — Der Weg in ‚das Land, wo die Zitronen blühn', ist nicht mehr von Gefahren aller Art bedroht; wiewohl selbst die sichersten Straßen übermütig erscheinen (denn ein Fels, der sich oben löst, zerstört eben so sicher als ein Sturz in die Tiefe), so ist doch scheinbar jedes Hindernis überwunden, und wo sonst das Maultier im Nebel seinen Weg suchte, rollt jetzt ein Phaëton, mit raschen Pferden bespannt, und Mylord und Mylady sitzen im eleganten Reisecostume, mit Büchern wohl versehen, und vergleichen sorgfältig das Gedruckte mit dem, was geschrieben steht . . .»

Goethe konnte anhand dieses charmanten Reiseberichtes dann seiner Frankfurter Freunde Reiseweg auf einer Landkarte genau verfolgen und meldet dann, freilich erst am 12. Juni 1829, beiläufig: «. . . Merkwürdig war mir, daß noch eine ziemlich deutliche Skizze von der Via mala — sich unter meinen Blättern findet», worauf Marianne ihm schon am 22. desselben Monats zurückantwortet: «. . . Das wußte ich nicht, daß Sie auch die Via mala bereist haben; freilich hat die Straße noch unendlich gewonnen, daß man nun gleich bei Thusis in das Tal eintritt, gerade wo die Felsen am schroffsten den Ausgang des Rheins zu hindern schienen . . .»

Goethe, der übrigens in Begleitung seines Schützlings Philipp Chrystoph Kayser, eines Musikers, reiste, hat damals die Nacht vom 30. Mai auf den ersten Juni in Splügen übernachtet, vom 1. auf den 2. Juni sodann in Vaduz. Zürich wollte er auf dieser Rückreise in die Heimat durchaus meiden, weil ihm dort sein früherer Freund, der Pfarrer und Physiognomiker Johann Caspar Lavater, längst odios geworden war. Seine Zürcher Freundin Barbara Schultheß hat er damals zu einem Wiedersehen nach Konstanz gebeten. — Freuen wir uns, daß wir von Goethes Reise wenigstens das schöne Viamala-Blatt besitzen!

Mit den vorstehenden Kapiteln müssen wir leider aus Raumgründen den wertvollen und interessanten Aufsatz unserer Autorin, dessen erster Teil im Jahrbuch 1973 erschien, abbrechen. Es darf dies aber nicht geschehen, ohne unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, daß im Rahmen der Kristallreihe des Calven Verlags der ganze Aufsatz Hilde Ribis mitsamt den hier noch fehlenden Kapiteln soeben veröffentlicht wurde. Das schön ausgestattete Bändchen, das einen glänzenden Einblick in die einstige Kultur des Reiselandes Bünden verschafft, sei unsern Lesern herzlich empfohlen. (Kristallreihe Heft 11, Preis Fr. 12.60) *Die Redaktion*